

Jüdische Stimmen zum Nationalsozialismus in Detmold –
Ausschnitte aus einem Brief
von Ruth Margalit, geb. Ehrmann.

Redaktion: Micheline Prüter-Müller

Ruth Margalit, Israel, geb. Ehrmann, ehemals aus Heidenoldendorf, über ihren Onkel Robert Levi aus Schlangen in einem Brief an Heinz Wiemann in Dorsten vom 7.1.1989:

Ich kam einen Monat zu spät. Onkel Robert starb im April 1985. Im Mai 1985 war ich zum ersten Mal wieder in Deutschland, und ich stellte mir die Begegnung mit Onkel Robert wie einen Traum vor. Dann erfuhr ich als erstes, Onkel Robert sei vor drei Wochen gestorben – ein ganz bitterer Schlag für mich.

Warum war Onkel Robert mein Lieblingsonkel?

Im Jahr 1940 kam Robert Levi aus Schlangen in die Detmolder 'Synagoge' – das war damals unsere jüdische Schule in der Gartenstraße 6. Die Schule bestand aus einem Zimmer, und sie wurde freitagabends zum Schabbat in eine Synagoge verwandelt. Dabei half uns Familie Flatow, die ihr neben der 'Schule' liegendes Zimmer zur Verfügung stellte. Sie öffneten die Flügeltür und gaben so dem Vorbeter Max Alexander, der auch unser Lehrer war, Platz für sein Pult und für den Thoraschrank. Onkel Robert arbeitete mit meinem Vater in einer Fabrik zusammen. So kam er 1940 viel zu uns nach Heidenoldendorf. Mich verwöhnte er über alles. Wenn mir zum Beispiel das Ohr wehtat, legte er einen Bonbon drauf und nannte mich seinen Liebling. Es entstand etwas, das mich nicht glauben läßt, daß später mit meinem Onkel Robert so etwas Schreckliches passieren würde. –

„Juden können im Krankenhaus nicht aufgenommen werden“.

Robert Levi und mein Vater waren Freunde. So konnte ich manchmal hören, daß mein Vater besondere Dinge zu ihm sagte. Z.B.: „Wenn mir etwas passiert, kümmere dich um meine Familie.“ Onkel Robert versprach es. Da ich die wirkliche Bedeutung dieser Worte nicht kannte, nutzte ich jede Gelegenheit aus und sagte: „Onkel Robert, Du hast Vater versprochen, daß du dich kümmerst. Du mußt mir etwas mitbringen, wenn du kommst.“ – Ich weiß heute

noch nicht, woher der arme Onkel Robert, der mich nicht enttäuschen wollte, jedesmal eine Kleinigkeit nahm, die er mir mitbrachte. Als ich mir im Winter 1940 ein Bein gebrochen hatte, brachte er mir ein Grammophon und einige Schallplatten mit. Da ich so lange liegen mußte, war das für mich ein sehr schöner Zeitvertreib. Das Bein hatte ich mir beim Schlittensfahren gebrochen. Ich wurde ins Detmolder Krankenhaus gebracht. Als meine Mutter meinen Namen mit Ruth Sarah Ehrmann angab, sagte der Arzt, Juden könnten im Krankenhaus nicht aufgenommen werden, sie könnten höchstens im Badezimmer untergebracht werden. So beschloß meine Mutter, mich wieder nach Hause zu nehmen. Deshalb mußte ich dann dort so lange liegen, und Onkel Robert mußte noch häufiger kommen, damit die Schmerzen nicht zu schlimm wurden.

„Juden durften eigentlich keine staatlichen Verkehrsmittel benutzen“.

Eines Tages hörte ich, wie Onkel Robert und mein Vater sich darüber unterhielten, daß man die Juden in den Osten schickte. „Was macht man dort mit den Juden?“ wollte ich wissen. Onkel Roberts Antwort war, es sei jetzt Krieg, und alle müßten mehr arbeiten. –

Ein halbes Jahr, bevor Onkel Robert ‘verschickt’ wurde, verlobte er sich mit Ilse Ickenberg aus Altenbeken. Für mich war das ein Ereignis, denn auch Ickenbergs waren gute Freunde von uns. Wir fuhren gemeinsam mit dem Zug, und als wir durch den Tunnel fuhren, sprang ich Onkel Robert auf den Schoß, weil ich im Dunkeln Angst hatte. Dies alles spielte sich in einer Zeit ab, in der wir eigentlich als Juden nur mit einer Sondergenehmigung unsere Wohnorte verlassen und keine staatlichen Verkehrsmittel benutzen durften. Dabei bewies Onkel Robert wieder seinen Mut und nahm alle Gefahren auf sich.

Als ‘Halbjuden’ alleine in Detmold

Bald darauf wurden Onkel Robert und seine Familie deportiert. Meine Mutter fuhr nach Schlangen, um beim Packen zu helfen. Wir waren alle so naiv und glaubten wirklich nur an ein Arbeitslager im Osten. Der Abschied war sehr schwer. Ich konnte es nicht fassen, daß es keinen Onkel Robert mehr gab. Mitte 1942 waren nur noch wir ‘Halbjuden’ in Detmold. Wir hatten ein schweres Leben. Wir wurden von den Schikanen der Nazis nicht verschont – trotz all der guten Nachbarn, die wir hier in Heidenoldendorf hatten. Oft dachte ich: „Wo sind wohl alle?“ „Warum schreibt Onkel Robert nicht?“

In Theresienstadt

Anfang Februar 1945 war der große 'Mischlingstransport'. Unsere Familie kam nach Theresienstadt, nur meine Mutter blieb ganz allein in Heidenoldendorf. Inzwischen wußten wir schon viel über die Konzentrationslager und glaubten nicht mehr an die Arbeitslager. Jeden Tag wurde ich zusammen mit zehn anderen kleinen Mädchen von zwei Polizisten und zwei Hunden aus dem Lager geführt, um in der Landwirtschaft zu arbeiten. Auf der Landstraße von Dresden nach Prag machte ich die erste Bekanntschaft mit sogenannten Muselmännern, die auf der Kleinen Festung waren und auch zur Arbeit geführt wurden. Als ich diese Menschen sah, glaubte ich alles, was ich in Deutschland als Gerücht empfangen hatte. Ich sah auch den Todesmarsch von Auschwitz nach Theresienstadt. Die Deutschen merkten, es geht zu Ende, und schleppten Tausende von Menschen von Lager zu Lager. Von Auschwitz nach Theresienstadt dauerte es einen Monat. Die Menschen kamen aus Richtung Bauschowitz, einem kleinen Dorf mit Eisenbahnstation und Sondergleisen nach Theresienstadt, zu uns. So empfing ich täglich diese Transporte von Viehwaggons (!) vollgestopft mit Menschen. Wenn die Türen aufgemacht wurden, fielen die meisten von ihnen *tot* heraus. Diese Leute waren keine Menschen mehr, es waren Tiere. So häuften sich Berge von Leichen unmittelbar vor mir auf.

Dann wurde ich sehr, sehr krank. Unter sehr primitiven Verhältnissen wurden mir mit einem Taschenmesser die Mandeln herausoperiert. Es hieß leben oder sterben. Von dieser Zeit, bis zum 3. Mai, weiß ich nicht mehr, was geschah. Am 3. Mai kam mein Vater zu mir. Es war das erste Mal in meinem Leben, daß ich meinen Vater weinen sah. Er sagte: „Stell dir vor, Onkel Robert ist hier angekommen! Es ist furchtbar, wie er aussieht; er ist ein Muselmann und kein Mensch mehr.“ So ging mir ein Licht auf: Du mußt hier aus dem Krankenhaus. Du mußt zu Onkel Robert und ihm helfen. Ich stellte mich gesund, und zwei Tage später verließ ich das Krankenhaus. Ich ging zu meinem Zimmer in dem Haus L114. Dort hatte ich noch ein Stückchen Zucker, das wollte ich Onkel Robert bringen. Auf dem Weg zu ihm wurde ich überfallen, und der Zucker wurde mir aus der Hand gerissen.

Ich fand Onkel Robert wieder als Muselmann mit zwei Kindern an der Hand. Ich fragte ihn: „Sind das deine Kinder?“ und er erzählte mir, daß die Eltern der Kinder in Auschwitz vergast wurden und er den Eltern versprochen habe, daß er die Kinder mitnimmt, solange er lebt.

Theresienstadt war überfüllt. Es gab keinen Platz für alle diese Leute. Man ließ sie einfach im Freien in einem tiefen Graben zwischen der Hamburger Kaserne und dem Krematorium. Mein Vater nahm Onkel Robert mit sich in die Hamburger Kaserne, was eigentlich sehr gefährlich war, aber die Deutschen hatten die Übersicht verloren. Mein Vater sorgte dafür, daß die drei schön viel Kartoffelschalen zu essen bekamen. Ich wollte nur in der Nähe von Onkel Ro-

bert sein. Ich aß mein Brot nicht mehr und ging oft zu ihm und brachte es ihm. Er erzählte mir von Warschau, Mauthausen, Treblinka und von Auschwitz. Er erzählte mir, daß auf dem Todesmarsch Leute, die nicht mehr konnten, von der Hitlerjugend erschossen wurden, daß die Menschen vor Hunger und Durst ihr eigenes Fleisch gegessen und ihren Urin getrunken haben. Das habe ich übrigens selbst gesehen. Am 7. Mai 1945 wurde ich wieder sehr krank. Diesmal noch schlimmer. Es durfte mich niemand besuchen. Am 9. Mai 1945 kam plötzlich mein Bruder zu mir: „Steh auf, der Krieg ist zu Ende.“ Ich wollte aufstehen, kam bis zur Tür und fiel um. In dieser Zeit habe ich einen Monat meines Lebens verloren und auch nicht begriffen, daß der Krieg beendet war und die so ersehnte Befreiung da. Ich hatte Typhus und wollte einfach sterben. Nur wenn Onkel Robert – trotz des Besuchsverbotes kam –, ging es mir ein bißchen besser.

Der Heimweg nach Detmold

Zunächst konnten wir Theresienstadt wegen der Typhusepidemie nicht verlassen. Später gelangten wir nach vielen, vielen Schwierigkeiten, bei denen uns Onkel Robert immer wieder half, durch die russisch und amerikanisch besetzten Gebiete. Wir schliefen tagelang im Regen im Freien oder kamen in Flüchtlingsheimen unter. Sechs Tage brauchten wir von Dresden nach Hannover mit dem Zug. Von dort versuchten wir per Tramp weiterzukommen. Das gelang auch, aber wir konnten nicht alle zusammenbleiben. Ein großer Lastwagen kam, hielt an, hatte aber nur drei Plätze. Onkel Robert ließ Hans, Max und mich abfahren. Der Wagen fuhr bis Hameln. Von dort gingen wir zu Fuß weiter. In einem kleinen Ort, dessen Namen ich nicht mehr weiß, machte ich schlapp. Ich hatte keine Schuhe mehr und großen Hunger. Die Engländer gaben uns schönen warmen Grießbrei, und ich erhielt ein Paar Schuhe. Ein Soldat sagte: „Morgen bringe ich Euch nach Lemgo.“ Ich überlegte immer wieder, wo die anderen sein könnten. In Lemgo setzten wir drei uns vor das Rathaus und fragten, wie wir nach Detmold kommen könnten. Ein Engländer sagte: „In einer Stunde fahre ich nach Detmold. Ich nehme euch mit.“

Wieder in Heidenoldendorf

Von Detmold aus gingen wir zu Fuß nach Heidenoldendorf. Von weitem sah ich, daß mein Vater, Onkel Robert, Karl und Israel schon zu Hause waren. Meine Mutter, überhaupt die ganze Familie, hatte sich sehr um uns gesorgt. Nun waren wir alle endlich mal wieder zu Hause.

Onkel Robert blieb ungefähr ein Jahr bei uns. Von seiner Familie kam keiner mehr zurück. Er ist überhaupt nicht nach Schlangen gefahren. Er begann, mit Hilfe des Roten Kreuzes seine Familie zu suchen.

Ich glaube, am Anfang des Jahres 1946 fand in Bielefeld zum ersten Mal nach dieser Tragödie ein Gottesdienst statt, zusammen mit einer Gedenkfeier für die Opfer des Holocaust. Ich weiß nicht mehr, wo genau das war. Es war tragisch. In einem kleinen Zimmer standen wir ungefähr 30 überlebenden Juden. Onkel Robert weinte furchtbar. Alle haben wir geweint. Tagelang nachher hatte Onkel Robert nicht gesprochen.

Eines Tages kamen zwei Mädchen und ein Mann zu uns. Wir erkannten sie nicht. Das waren Ilse und Röschen Ickenberg. Ilse war nun verheiratet mit einem Mann aus Litauen. Es war eine unangenehme Lage. Onkel Robert sagte, er habe schon so viel mitgemacht und soviel verloren, daß es ihm schon gar nichts mehr ausmache. Er ging zurück nach Schlangen, aber nicht in sein Elternhaus. Ich glaube, er war in dieser Zeit sehr unglücklich. Er sagte oft: „Warum bin ich zurückgekommen?“ Ich machte ihm immer Mut und sagte: „Einmal wird alles wieder gut“. Er sagte sehr oft, daß er sich schäme, daß ich als kleines Mädchen ihm immer wieder Mut zureden müßte.- Onkel Robert heiratete, ich glaube 1948, Irmgard Kleinstras, deren katholische Erziehung die beiden später auch auf ihre zwei Söhne übertrugen. Ich war noch dabei und freute mich damals sehr, als ihr erster Sohn geboren wurde. Kurz darauf wanderten wir nach Israel aus. Onkel Robert schrieb uns zunächst noch viel und half uns als Zeuge, damit wir die Wiedergutmachung erhielten. Von einem gebürtigen Paderborner aus unserem Kibbuz hörten wir später, er habe Onkel Robert in der Synagoge getroffen. Wir sagten uns, wenn Onkel Robert noch in die Synagoge geht, ist alles in Ordnung. Dann glaubt er doch noch ans Judentum. –

Zum Gedenken

Ich nehme an, Sie wissen, daß sich Onkel Robert im Warschauer Ghetto unter einen Haufen Leichen legte und sich totstellte. Von dort flüchtete er zu einem polnischen Bauern. Als die Deutschen sich näherten, wurde er von diesen gefaßt. Sie schlugen ihm mit einem Beil den Kopf auf. Von dort kam er nach Treblinka. Auch dort gelang ihm die Flucht, aber nicht für lange Zeit. Er kam nach Mauthausen, nach Birkenau und zum Schluß nach Auschwitz.

Ich weiß nicht, wie Onkel Robert dies alles geschafft hat und am Leben blieb. In meinen Augen war er ein großer Held des Holocaust.

Lieber Onkel Robert, ich schreibe dies alles, weil ich dich sehr lieb hatte; zum Gedenken, daß du niemals in Vergessenheit gerätst.

Heute bin ich eine erwachsene Frau mit drei verheirateten Kindern und Enkelkindern, aber ich unterschreibe so, wie du mich immer genannt hast Mein kleines Ruthchen.

Ruth Ehrmann- Margalit

Maayan Zwi – Israel